

# Karl Stamm

Autor(en): **Gubler, Eduard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **34 (1957)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-841341>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Karl Stamm

\* 29. März 1890. † 21. März 1919

Wer — vorab als junger Mensch unserer Tage — Karl Stamm in seinem Werk erstmals begegnet, mag aus seiner Lebenslage heraus nicht leicht zum Dichter finden. Die Jahrzehnte zwischen ihm und des Dichters Abschied — eine Generation fast —, könnten sie nicht genügt haben, Dichtung, die in ihrer innern und äußern Gestalt so sehr das Gepräge des Ringens ihres Schöpfers mit seiner Zeit und Umwelt trägt, in Literaturgeschichte zu verwandeln? — Das Vermögen und die Bereitschaft, ewige Lebenswerte zu erkennen und anzuerkennen, stehen am Anfang des Weges zu Karl Stamm. Die Beschäftigung mit seinem Werk führt aber nicht nur zu ihm, sie öffnet uns selber. Im Spiegel seiner Zeit erblicken wir erschreckt das Ebenbild der unsrigen. Seine Leiden am Menschen und an der Welt, aber auch seine Hoffnungen schmerzen und lindern auch in uns von heute. Er hat uns vorgelebt: sein Leben wurde Gleichnis. Ein Dezennium schöpferischen Daseins war ihm zur Vollendung gegeben. Die reine Einheit von Leben und Dichtung versöhnt mit diesem Schicksal. Der Gedanke, daß ohne das frühe Opfer seiner selbst Karl Stamm in angehendem Alter noch wohl unter uns weilen könnte, rückt das Bild seines Seins und Schaffens in die richtige zeitliche Distanz.

Der Vater des Dichters, Jakob Stamm (1860—1920), war als Fünfzehnjähriger von Schleithem im Kanton Schaffhausen, wo er im bäuerlichen Familienkreis seine Knabenjahre verbracht hatte, nach Wädenswil am Zürichsee gekommen, um sich dort zum Spinnmeister auszubilden. Er heiratete 1883 Anna Schoch (1859—1898) und übernahm später die Glaswaren- und Geschirrhandlung seines Schwiegervaters. Am 29. März 1890 wurde ihnen Karl als sechster von acht Söhnen und einer Tochter geboren. Mit Ausnahme des einen, der im elterlichen Geschäft tätig blieb, entführte der Beruf die Brüder in die verschiedensten Landesgegenden. Karls nächstjüngerer Bruder Hans kehrte so in seine väterliche Heimat zurück, wo er in Schaffhausen lebt.

In einem nachgelassenen, nach wenigen Zeilen abbrechenden Entwurf einer Selbstbiographie für eine Anthologie schrieb Karl Stamm, daß bei seiner Geburt «keine auserlesenen Gestirne kumu-



lierten, auch keine Zeichen und Wunder geschahen». Der Himmel verschwieg, was der kleine Fleck seiner engsten Heimat unter seinem Segen bot, wo alle Voraussetzungen einer gesunden, sorgenlosen Jugendzeit gegeben waren. Die weitläufigen Räumlichkeiten des alten Gebäudes am «Hoffnungsweg», unweit des Sees, doch verborgen hinter vorgelagerten Häusern — Laden, Keller, Lager und Schuppen des angegliederten Handels mit Altmaterial — bildeten den Schauplatz loser jugendlicher, aber auch nützlicher Betätigung im Sinne des gestrengen Vaters. Der sich an die Rückseite der Gebäulichkeiten anschließende Berghang erweiterte den häuslichen Bereich unmittelbar in die freie Natur. Von den phantasiereichen Einfällen Karls beflügelt, zog die Brüderschar aus, die Eingebungen guten Mutes und auch des Uebermutes in die Tat umzusetzen.

Doch oft geschah es, daß Karl selbst die Brüder mied. Mitten aus fröhlichem Spiel konnte er sich plötzlich still verziehen. In solchen Augenblicken wurde das seltsam Zwiespältige seines Wesens offenbar, und er mochte spüren, daß er nur halb dem Leben der andern gehörte. «Ich fühlte mit dem Abend und dem See und fernen Bergen. In waldige Tobel rief ich mit voller Stimme und freute mich des Rufes, der zurückkam. Ich vergoß Tränen, wenn der graue Himmel weinte, ich fühlte Freude mit der Morgenröte.» So sah er sich in einem auf die Jugendjahre zurückschauenden Brief aus dem Jahr 1911. Die schwärmerisch romantische Gebärde des gesunden, kräftigen Knaben bekundete sein intensives Innenleben und ließ unausbleibliche Spannungen ahnen. Der Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur verband sich Empfindsamkeit ihrem Dunkeln und ihren Rätseln gegenüber. Der Keim des Zweifels nistete sich früh in seine Seele ein. Schatten lagen über dem Bild der Kindheit, als Karl Stamm in einem späten Gedicht bekannte:

...Ich war nie Kind.

Meine Jugend starb schon in meinen Ahnen.

Der erste große Schmerz trat in sein junges Leben. Als Achtjähriger stand er mit Vater und Geschwistern am Bett der toten Mutter. Diese Frau, still und zurückgezogen wirkend, verzehrte ihre zarten Kräfte vorzeitig in treuer Sorge um ihre kinderreiche Familie. Daß ihr gegeben war, ihre Gedanken und Gefühle in Verse zu fassen, blieb ihr selbst vor den Angehörigen gehütetes Geheimnis, bis sie es, vorbereitet auf den nahenden Tod, preisgab. In

einem längern Gedicht richtete sie ergreifende Abschieds- und Trostesworte an die Ihrigen. Zeiten gedenkend, da sie von Leid geprüft war und «gepeitscht oft bis aufs Blut», fand sie aus ihrer schlichten Frömmigkeit heraus das Wort der sich in Demut Ergebenden:

Der Herr ließ es gefallen,  
es führte himmelan.

Der Mutter Tod bedeutete für Karl Stamm ein Geschehnis, das schicksalsmächtig seine innere Entwicklung bestimmte. Er war seines Daseins «erster und dunkelster Abschied». Je weiter die Jahre den Schicksalstag entrückten, um so mächtiger wurde das Verlangen nach der Gegenwärtigkeit mütterlichen Wesens und Verstehens. In ihren Versen begegnete der reife Mann der Mutter wieder. Er schloß sie, in ihr sich selbst begreifend, in sein Dichten ein:

Ja, sehr einsam bist du wohl gewesen.  
Konntest nimmermehr davon genesen.  
Liebe Mutter, dein will ich gedenken,  
wenn mich waldwärts meine Schritte lenken.  
Und ich weiß, du kannst mir Frieden schenken.

In einem seiner letzten Gedichte gab er ihr an ihrem Grabe Antwort:

...Da du mir rufst, wie soll irre werden  
dein Kind?  
Da du mir rufst, Unsterbliche, will ich inne  
werden der ewigen Zeichen.  
Tiefe Wolke der Heimkehr bin ich geworden.  
Wie nahe ist dir dein Kind, wie damals,  
als wir noch Eines waren.  
Mutter, er kommt... ich komme...  
O Todesengel!

Des Vaters Mutter, Sarah Stamm, geborene Mäder (1835 auf dem «Bargemerhof» in der Gemeinde Barga zur Welt gekommen), nahm mit ihrem Mann Christian Abschied vom Schleitheimer Bauerngut, um — 63jährig — ein zweites Leben auf sich zu nehmen. An der Verstorbenen Statt lenkte sie mit einfach-frohem Gemüt und erfahrenem Verstand das Geschick der Familie, deren mütterliche Seele und Hort sie noch den sie liebend verehrenden Erwachsenen war. Sie starb, ihren Enkel Karl und ihren Sohn über-

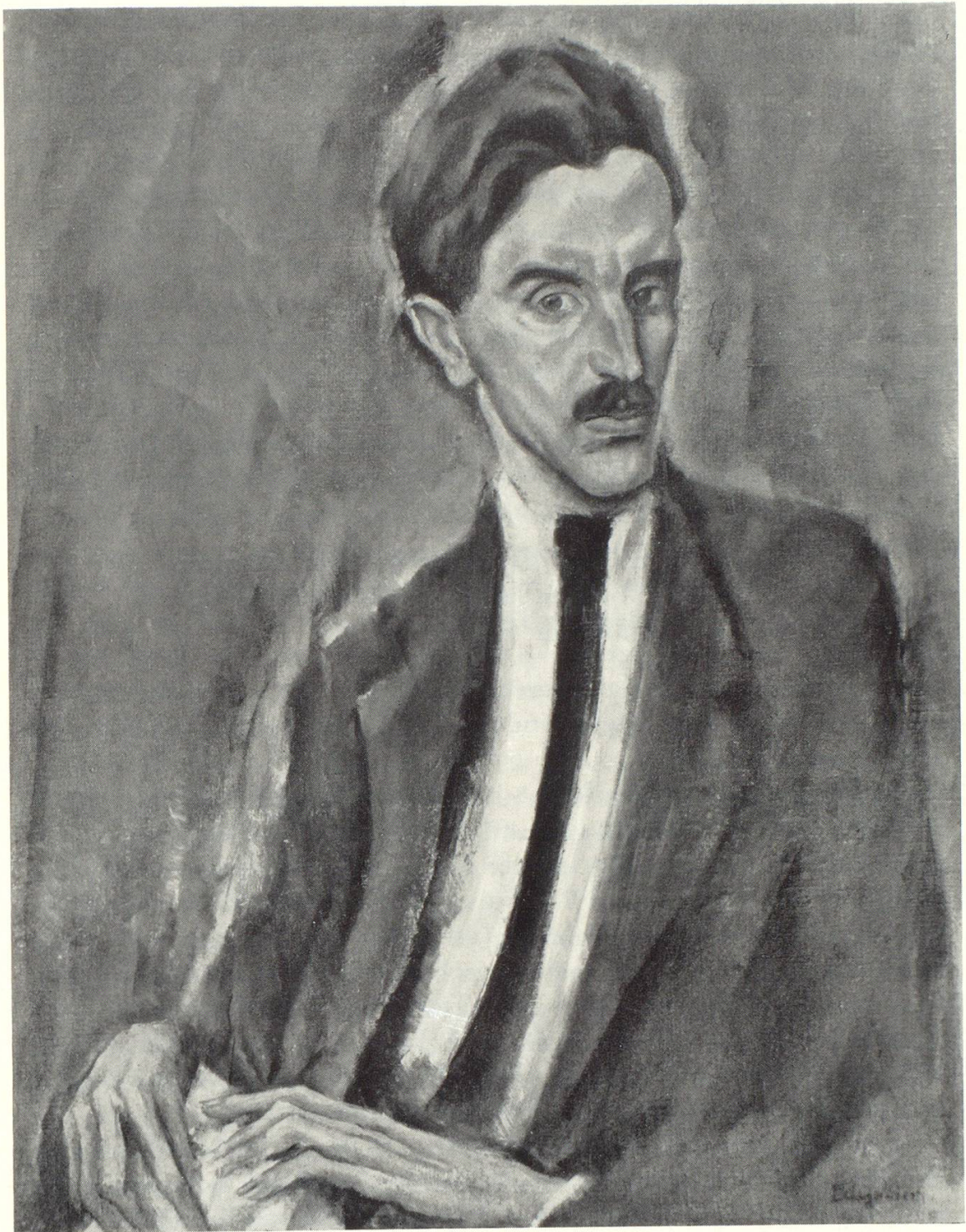


lebend, im Jahre 1921. — In ihr zuerst begegnete Karl Stamm Hoheit des Alters, der das Gedicht «Einer Neunzigjährigen» gilt.

Es war gegen Ende der Sekundarschulzeit, als er den vertrautesten seiner Mitschüler zu ihrem Erstaunen — sie kannten ihn eher als wilden, kraftstrotzenden Kameraden — ein bisher scheu verborgenes, mit Zeichnungen geschmücktes Heftchen eigener Gedichte zeigte: erste Versuche dichterischer Gestaltung seiner Naturerlebnisse und Träumereien. Auch dem Lehrer verschwieg er seine tiefste innere Neigung nicht: «Ich will Schriftsteller werden!» — Auf sein zeichnerisches Talent war man früher schon aufmerksam geworden. Oft zog er aus, in zarten Wasserfarbbildchen romantische landschaftliche Motive festzuhalten. Da sich die Berufsfrage stellte, trat denn auch die Absicht in den Vordergrund, ihn durch den Besuch der Kunstgewerbeschule zum Zeichner auszubilden. Spätere Erwägungen, wobei auch an den Schreiberberuf gedacht wurde, führten schließlich, vornehmlich unter dem Einfluß des Großvaters Heinrich Schoch, der mit besonderer Teilnahme den Werdegang des begabten Enkels verfolgte, zum Entschluß, ihn das Lehrerseminar in Küsnacht besuchen zu lassen. Daß mittlerweile die Anmeldefrist für die Aufnahmeprüfung für einmal verpaßt worden war, kam dem «Schriftsteller» gar nicht ungelegen; denn nun lag ein Wartejahr ganz nach seinem Sinne vor ihm. Durch die Wiederholung einiger weniger Stunden mit der letzten Schulklasse erfuhr es eine notdürftige äußere Regelung. In der Familie achtete man seine Begabung und überließ ihn seiner eigenen Welt. Dieses in Freiheit dem Naturerleben hingeebene Jahr schenkte ihm reiche innere Entwicklung und den Glauben an seine wahre Bestimmung. Im Frühjahr 1906 fuhr er über den See zur Schule des Berufs, das Gelöbniß der Treue zu seiner eigensten Berufung im Herzen.

Der Wechsel aus goldener Freiheit zur geregelten, anspruchsvollen Welt der höhern Schule war hart. Mit ihren Forderungen geriet sein Selbstbehauptungswille gar oft in Widerstreit. Er setzte sich Mißdeutungen aus, wenn er fernhielt, was nicht sein Wesen berührte, abseits seines Weges zum hohen Ziele lag. «Zu meinem Unglück war ich kein Streber» sagte er; und keiner, der «die ungeheure Wissenschaft in den Schädel pflropfte, daß man ihm das Metier von weitem ansah». Angetan mit dem weißen Leibchen, wie es die Turner tragen (beim Turnen war er eifrig dabei, bis ihn ein schwerer Sturz vom hohen Reck warf), oft mit flatterndem Schlips, in kühner Welle zurückgeworfen das dunkle, dichte Haar, bot er





Karl Stamm

Gemälde von Eduard Gubler  
(Privatbesitz)



auch äußerlich nicht das gewohnte Bild des angehenden Lehrers. Bücher und Hefte unter dem Arm verrieten wohl im Seminaristendorf das Ziel seines Ganges. — Zuzeiten empfand er bedrückt die Diskrepanz seiner ausgeprägten, aber ausschließenden Begabung und der «allseitig harmonischen» des Musterschülers. Aber die Selbsttreue, der Glaube an den rechten Weg blieben stark und unbeirrt und nahmen ihm selbst die Scheu vor offenem Widerspruch, als er sich — es war im dritten Jahr der Seminarzeit — durch Vorhaltungen eines der Professoren ins Unrecht versetzt fühlte. Untersuchung setzte ein; mit der Möglichkeit des Ausschlusses mußte gerechnet werden. Doch der Professorenkonvent beschloß, zu schlichten. Das schwerste Urteil wurde vermieden. — Es war eine Zeit furchtbarsten Zerschlagenseins und Alleinseins mit sich und seiner rebellischen Seele. In der Natur fand er Erlösung und den Frieden mit sich selbst:

Und preisend will ich deine Wunder schauen,  
an deinen Bronnen labend mich erbauen,  
der ich bei dir nur Bettler bin.

Daß um diese Zeit einige seiner Gedichte unter scheuen Initialen im Blatte seiner Heimatgemeinde gedruckt erschienen, erfüllte ihn mit neuem Mut.

Fernweh, gepaart vielleicht mit etwas Abenteurersinn, ergriff ihn. Es galt, Abstand zu gewinnen zum bitteren Vergangenen — drum fort zu weitem Horizonten! — Das erste Reisewagnis war groß, sein Ziel Paris. Das Erlebnis der Weltstadt wirkte überwältigend, verwirrend, war nicht zu fassen für einen, wenn auch noch so aufnahmebereiten, so doch lyrisch gestimmten, nachdenklichen Charakter. Unbewältigt, aber nicht verloren, ruhten die Eindrücke der Pariser Tage in ihm, bis sie nach Jahren, im Geiste neu erlebt, in seine Dichtung eingingen. «Bois de Boulogne», «Sacré Coeur», «Seiltänzer» und andere sind Früchte der späten Ernte.

Im Jahr darauf, 1909, wandte er sich nach Italien, fuhr von Mailand nach Venedig. Was er in seiner Phantasie vorweggenommen, fand er hier wunderbar bestätigt; er empfing die zauberhafte Wirklichkeit dieser Stadt wie die Erwahrung der romantischen Welt in seinem Innern. Das damals entstandene Sonett «Venedig» zeigt seine dichterische Gestaltungskraft und seine Sprache in Uebereinstimmung mit der im Dunkel des Mythischen wurzelnden Art seiner Weltanschauung. Auf dieser Stufe durfte er es unternehmen,



den großen Plan einer Dichtung zu verwirklichen, in der alle Stimmen der Welt mit der seinen zusammenklingen sollten: das «Hohe-  
lied». In der Seminarzeit noch wuchs das Frühwerk weit über die Fundamente hinaus. Seine Vollendung fand es in der Abgeschiedenheit des obern Töbtales.

Dorthin wurde Karl Stamm im Frühjahr 1910 als Lehrer an die Schule von Lipperschwendi abgeordnet. Die Bürde war schwer, eine Achtklassenschule — davon zwar «zwei ausgestorben», wie er berichtete — zu führen und zugleich das begonnene Werk zu fördern. Der Zwist der beiden Pflichten äußerte sich gelegentlich im ironischen Ausspruch, das Dichten sei «quasi» sein Beruf; daneben sei er Lehrer. In Wirklichkeit war er beides in einem. Seine persönliche Lehrweise mochte nicht in allem mit der «approbierten» übereinstimmen. Der Geist, wie er in seiner Schulstube waltete, spricht aus der folgenden Briefstelle: «Und noch jemand habe ich lieb bekommen in diesem abgelegenen Tal, das sind die Kinder, meine Kinder, wenn auch nicht Blut von meinem Blut, so haben sie doch Geist von meinem Geist. Und was können wir mehr an Kindern, als ihnen geben, als ihnen offenbaren, die Wege zum glücklichen Leben, zu den Werten des Lebens öffnen. Das betrachte ich als meine Pflicht.»

Ein Dichter war Lehrer. Dabei glaubten ihm die einen den «Dichter», die andern den «Lehrer» nicht. Das erdhaft Schwere, Gedrungene seiner Erscheinung (Familienerbteil von Vaters Seite); das fast etwas Ungelenke seines Wesens; das einfache, unwichtige Sichgeben im alltäglichen Umgang, am Wirtshaustisch, im Gespräch mit jedermann — das wollte so gar nicht zum «Dichter» passen. Zum «Lehrer» nicht die Gestalt, die bei übelstem Wetter, durchnäßt, kotig bis über die Knöchel, den Hut tief im Gesicht, die krumme Pfeife im Mund, auf einsamem Waldpfad vom Landjäger angehalten wurde und mit schelmischem Behagen auf das sich mit der Frage nach den Personalien anbahnende Abenteuer einging: Wohnort? — «Blumenau». — Aha, ein Entwichener! («Blumenau» ist die Anstalt für Trunksüchtige in Steg, bei Lipperschwendi, wo unser Dichter bei der Familie des Anstaltsleiters wohnte.) Mit unterdrücktem Schmunzeln die ihm zugeflogene Rolle spielend, ließ er sich willig vom Arm der öffentlichen Ordnung zur Anstalt führen, wo mit dem Empfang durch den auf solche Eskapaden des Familienfreundes stets gefaßten Hausvater die Komödie schloß: «Ah, das ist ja unser Lehrer!»



Diese Szene kennzeichnet Karl Stamms Humor. Zufall der Situation löste ihn aus; die eigene seelische Wetterlage bestimmte seine Grade: sich selbst nicht schonende ironische Anspielung, sprühender Witz, stachliger Spott, Deklamationen mit immer neuen Variationen phantastischer Gedankengänge, in Wort und Mimik gesteigert bis zur Groteske. Oft brach er plötzlich ab, das Gesicht seltsam erblaßt und ging; und — kaum fort — war er wieder da — ein Verwandelter. In seiner Dichtung verschweigt sich diese Seite seines Wesens fast ganz; Stellen in Briefen erinnern daran.

Das «Hohelied», etwa 140 Sonette und einige freie Rhythmen, war in seiner ersten Fassung das Werk des Zwanzigjährigen, in dem er sein in frühreifer Jugend gewonnenes Weltbild dichterisch gestaltete. Zweifellos wirkte die formale Idee, von der ungewöhnlichen Bildkraft der Sprache unterstützt, als mächtiger Antrieb: der junge Dichter baute seinen Dom. — Immer wieder in Teilen verworfen, umgedichtet, umgeordnet, erhielt die Dichtung jene Form, von der Karl Stamm in einem Brief vom 9. Oktober 1911 schrieb: «Es ist ein Gedichtband von 100 Sonetten und 12 freien Rhythmen unter dem Titel: Das Hohe Lied. Es ist ein Hymnus an die ganze Natur, ein einziger Akkord der Liebe. — Zuerst das Verhältnis vom Menschen zu der stummen Natur, Wald und Feld, Gebirge und Seen; dann von Mann zu Weib, dann das religiöse Motiv. Die Sammlung endet mit einem Hymnus an das All und Ewige:

Wie mich das All durch seine Räume reißt!  
Der ungeheuren Liebe hingegeben  
bin ich verdammt, urewig fortzuleben,  
bald Mensch, bald mehr! Bald Sonne, Gott und Geist!»

Er erschrak ob dem die Seele betörenden Pathos der aufsteilenden Kurve in unendliche Unrast. Das konnte sein Weg nicht mehr sein, wollte er sich nicht aus der Welt verlieren. Stille Resignation gab den Schlußterzinen die letzte Form:

Der ungebrochenen Stille hingegeben  
erlischt der Dinge schlummertrunknes Leben;  
sie sind nicht mehr und haben keinen Sinn. —  
Jetzt eben ward, von Gott zurückgenommen  
in seine Brust, die stille Welt vollkommen — —  
und ist so dunkel, wie von Anbeginn.



Dieselbe Stimme spricht aus einem Brief vom 7. Mai 1912: «Seltsam wie die Tage nun über mich kommen. Sie foltern mich nicht, sie haschen mich nicht, sie bringen mir keine Kühle. Mir ist, als kämen sie aus meinem Innern, wo sie sich zuerst umgesetzt haben, und alle Härte ist ihnen genommen, und ferner steht das Leid, und wie versunken sind des Lebens Bitternisse... Dies sind die Augenblicke, die ich über alles liebe...»

Im Sommer 1912 ersuchte er Karl Spitteler in einem Brief, in dem er «in kurzen Zügen den Inhalt und die Titel» der Dichtung angab, um die Erlaubnis, ihm das «Hohelied» im Manuskript vorlegen zu dürfen. Die Antwort des Meisters an den Jüngern: «Einem wirklichen Dichter ist das Verhältnis zur Natur, der Frau usw. vollkommen gleichgültig» (Zitat aus einem Brief Karl Stamms an den Verfasser der Biographie), vereitelte den Besuch und stürzte ihn in neue furchtbare Verzweiflung: «Bin ich der Betrüger meiner eigenen Seele?» Auch diesmal mochte gelten, was er nach einer frühern Enttäuschung schrieb: «Als ich ihn» (den Hieb) «bekommen, setzte ich mich ans Klavier und donnerte ein Meer von Tönen aus den geduldigen Saiten.» — Das Selbstvertrauen siegte über die Zweifel: «Der Kampf wird ausgefochten... Ich ducke mich nicht.» — Im Frühjahr 1913 erschien das «Hohelied» im Druck.

Der schon in einem Brief von 1912 erwähnte «Grundton einer neuen Dichtung» klang nach. Ikarus, der aus der Welt Fliehende, in tragischem Sturze Endende, sollte ihr Held sein. Aber schon am 1. November schrieb er: «Mein Ikarus geriet ins Stocken», einen Monat später: «Der Ikarus ist wenig gefördert» und im Februar 1914: «Mein Ikarus geriet in eine Sackgasse», in der er sich verlor. — Will uns nicht das Fragment «Der Tor» als zögerndes Eingeständnis des Irrtums der Identifikation mit Ikarus erscheinen?

### Der Tor

So naht noch einmal, ihr Erinnerungen,  
mit eurem Flug die Sinne mir zu blenden!  
Reigt euren Farbentanz, ihr Dämmerungen!  
Und du, o Licht, magst deine Flut verschwenden!  
Singt nochmals euer Lied, ihr falschen Zungen,  
mögt ungehindert euer Spiel vollenden —  
Der ich euch einst, ein Tor, das Ohr geliehen,  
hier steht er. Spielt! Er kann euch nicht entfliehen.



Karl Stamm stand am Scheideweg. Im Ringen um das Ikarusproblem vernahm er das weisende Zeichen. Es gab nur den Weg hinab zum Leben des Geistes auf Erden und unter den Menschen. «Ich bin», schrieb er im Februar 1914, «wieder auf einem tiefsten Punkte meines Lebens angekommen, es ist unmöglich, noch lebloser zu leben. Bin ich denn schon ein alter Mann?... Ach, mir ist, als müßten meiner noch unzählige Abenteuer warten... Ich spüre es, das Leben harret meiner vor dem Tor.»

Das Tor ging auf. — «Und nun draußen die Amseln singen und der Föhn über die Berge weht und die Landschaft so schön macht, überfällt mich wieder der Gedanke, daß ich in 14 Tagen von meinem lieb gewordenen Töbital Abschied nehmen soll», schrieb er gegen Ende März. — Er wurde als Lehrer nach Zürich gerufen. «Es kommt mir ganz seltsam vor, in Zürich zu leben», berichtete er bald, «doch ziehe ich... an den stillsten Ort in Außersihl, an die Gartenhofstraße, wenige Häuser, alle von Tannen umstellt, mit einem Garten hinten hinaus und nur drei Minuten vom Schulhaus.» Das sah nicht wie ein kühner Griff «ins volle Menschenleben» aus. Ein Rest von Landschaft und Stille sollte inmitten des regen Stadtviertels um ihn sein. Behutsam trat er unter die Menschen. Er wollte sich eine Heimat schaffen, Freunde finden, um fröhlich mit ihnen zu sein, wenn es heiter in ihm war, bei ihnen schweigen, einfach dasein zu dürfen, wenn er ihrer Nähe bedurfte. Und allein sein auch mit dem blauen, abgegriffenen Heftchen, in das er mit kleinster Schrift seine Verse schrieb, und der Pfeife — oft einer neuen als Nachfolgerin der mit dem Vorsatz, nie mehr zu rauchen, eben erst in den See versenkten alten. Menschlicher Beziehung bare Gesellschaftlichkeit mied er. Manchmal, wenn die Erinnerung das Bild der verlassenen Töbitalheimat wachrief, er im Flüstern der Tannen um sein Haus das Rauschen ihrer Wälder vernahm, empfand er die Stadtwelt um sich wie eine erdrückende, dunkle Mauer. Hatte er recht gewählt? War er nicht abgeirrt, vom Verlust seiner Wesentlichkeit und des Dichterwortes bedroht? — Doch seine Natur hatte das Entweder — Oder entschieden. In der Einsamkeit unter Menschen fand er sich wieder.

Mit zwei Malerfreunden unternahm er im Sommer eine Reise nach Holland, «nordisches Leben, nordische Welt» zu erfahren, das Meer zu erleben. Als wäre die Begegnung ein Wagnis, lauschte er eine Nacht lang dem unter dem kreisenden Licht des Leuchtturms



von Den Helder aus dem Dunkel rauschenden Meer, ehe er die trennende Düne erstieg.

Wirst nicht auch du die Seele mir verwunden,  
mich rückwärts schleudern in die eignen Grenzen?

So fragte er im Gedicht «Das Meer». Die Antwort gab sein eigenes Inneres: Die Einsamkeit der Dünenlandschaft; herbe, helläugige Menschen, die Fischersleute von Huisduinen; die Menschen in der Stadt am Feierabend, wenn sie in fröhlichem Geplauder dicht gedrängt auf der Hauptstraße promenierten, und über allem das gedämpfte Branden des nahen Meeres — das war eine Welt, die sein Verlangen erfüllte. Doch, daß er hier nur zu Gaste war, attestierte ihm, als er vom Hotelfenster aus das Schauspiel der Straße verfolgte, ein flachsblonder, forscher Junge. Den ohnehin dunklen, von der Sonne noch tiefer gebräunten Beobachter entdeckend, scharte er seine Kameraden um sich. «Een Neger!», rief er, und ein Dutzend neugieriger Augen richteten sich auf den das lustige Intermezzo genießenden Dichter. — «Köstliche Tage mit unauslöschlicher Erinnerung.» — Jäh versanken sie im Strudel des hereinbrechenden Verhängnisses. Seine Vorzeichen, die Ahnungen zu beängstigender Gewißheit werden ließen, begleiteten die Heimfahrt in der Nacht vom letzten Julitag zum 1. August 1914. Der einst willkommen geheißene «heilige Schmerz» wurde das Zeichen, unter dem die ganze Menschheit stand — Krieg.

Das plötzliche «Herausgerissensein aus den Träumen des Friedens und der Kunst» bedeutete für Karl Stamm den Einsturz einer schwer errungenen innern Welt; aber: «Wir haben uns heute allein mit der Tatsache des Krieges zu befassen.» — Er stand als Füsilier an der Landesgrenze. Zunächst vermochte er in der Soldatenkameradschaft, im Verbundensein durch gemeinsame Pflicht, eine Erweiterung der Erlebenssphäre zu sehen, den Zuwachs bisher ungepflegter Gefühle und Kräfte willkommen zu heißen. Der «wunderbaren Tatsache des Vaterlandes» wurde er staunend inne. Aber dieses Erleben in allgemeinen Begriffen war nicht sein wahres. Im zweiten Kriegsmonat schrieb er in einem Brief: «Als ich letzthin in dunkler Nacht mitten im Walde Schildwache stand... da überliefen mich die widersprechendsten Gefühle. Wenige Meter vor mir rauschte mit vielen Stimmen der Bach, der die Grenze bildet... Das Auge sah hundert Gestalten, die nicht da waren. Baumstümpfe nahmen Menschengestalt an, moosige Steine wurden Menschen.



Vor mir, hinter mir Stimmen. Und als ich dann dachte, da vor dir ist ein Feind, du hast den Befehl, ihn nach dem zweiten Anruf niederzuknallen, da versetzte ich mich, ohne es selber zu wissen, in diesen andern. Und da war dieser andere auch ein Mensch wie ich...» Das Gesicht der einsamen Nacht gab ihn nicht mehr frei. «Ein Mensch wie ich...» Dessen Schicksal, aller Menschen Schicksal war das seine. Im ungeheuren Weltgeschehen sah er nicht mehr den Krieg der Waffen: im Kampf der dunklen Lebensmächte erfüllte sich das tragische Geschick des Menschen überhaupt. Er bezog in seine Verantwortlichkeit das Leben und Leiden aller ein, schenkte ihnen seine Liebe, im Bewußtsein, daß Liebe Bereitschaft zum Mitleiden bedeutet. Aufgewühlt, zum Menschen seiner Zeit geworden, suchte er den Weg durch ihre Wirrnisse, um zu erkennen, daß die Angelegenheit aller im letzten Grunde die jedes einzelnen ist. «Wir müssen unser Schicksal selber lösen, wenn wir vor uns bestehen wollen.» — «Ich bin mein Weg. Er geht nur über mich.»

Wenn er einmal schrieb: «O all die Gradmesser der Lebenswerte, Freude wie Leid, stehen unheimlich still», und nicht viel später, vor baldigem Urlaub: «Wie will ich dann arbeiten. Es ist mir, als bräche ein neuer Morgen an» — und vieles doch nur Plan, Anfang, Fragment blieb, wird die verzehrende Unrast offenbar, die seinen Weg begleitete. «Das Erschütterndste ist, daß ich nicht mehr schaffen kann, daß mir die Fähigkeit, die Kraft genommen, mich in der Dichtung zur Selbstbefreiung durchzuringen. Nichts als Surrogate, Selbsttäuschungen, krank, krank!» Zerrissenheit zeichnete auch sein äußeres Leben. Er mied die Menschen, wechselte mehrmals die Wohnung, floh durch Gassen, nächtlicherweile, an den See, ins stille Berghaus, das vor wenig Jahren den Jubel seines «zweiten Geburtstags» barg, als dorthin die Nachricht kam, ein Verlag sei für das «Hohelied» gewonnen. Irrige Liebe führte ihn vollends an den Abgrund. — Und immer noch Krieg:

Golgatha überall. Aus Millionen  
bin ich ein einzeln Kreuz, von Blut beschmutzt.  
Ich kann nicht mehr, ich breche dumpf zusammen.  
Es findet sich kein Simon, der es trägt.

Im April 1917 kam erschreckende Kunde von seinem Zusammenbruch im Militärdienst.

Langsam genas er. Im Berühren der untersten Grenze erwies sich die bejahende Kraft seiner Natur. «Fürchtet nicht mehr um



mich», schrieb er. «Ich weiß jetzt, daß in der Stunde der tiefsten Erniedrigung und Verworfenheit, in der brutalsten Arbeit der auflösenden Elemente die bindenden Kräfte wachsen, zur Verzweiflung der Glaube sich gesellt, daß hinter dieser Unrast und diesem Höllenwahnsinn, der Unsicherheit und Dumpfheit des Geistes die Ruhe eines ewigen Daseins wohnt, die unendliche Milde einer göttlichen Antwort.»

Lange Spitalhaft im Herbst des gleichen Jahres infolge von Erkrankung an Scharlachfieber vollendete die Wandlung.

Und als die Fieber meinen Körper aufgetrunken,  
da bin ich ganz zu tiefst in mir versunken,  
verdämmerte, zerfiel, gebar mich um.

Der Welt nur noch verbunden durch den Ausblick über das Spitalgelände auf die dahinter sich dehnende Stadt, schrieb er: «Ich erlebe hier oben, ja manchmal scheint mir, als wäre ich hier im Zentrum des Lebens und Ihr andern weit draußen an der Peripherie.» Im Miterleiden war der Leidgewohnte all den hinter andern Türen einsam Duldenden, Hoffenden, aussichtslos Ringenden verbunden. Trost und Kurzweil schenkte er dem Knaben und dem Jüngling, mit denen er das Zimmer teilte. Im Nahesein des «letzten Geschehens» gab ihm jede Stunde «den Willen zum Leben, den Willen zur Läuterung». Mit der Verpflichtung des Herzens, die er sich im «Gebet des neuen Menschen», das noch im Krankenhaus entstanden war, auferlegt hatte, überschritt er die Schwelle zum neuen Leben.

So bin ich selbst geborgen, darf bestehn.  
Und meine Liebe ist mir heilige Pflicht  
Ich nähre mich von ihr, ich schenke wieder.  
Ich trinke Licht aus singendem Verzicht.

Eine große Milde nahm von seinem einst so unruhvollen Herzen Besitz und teilte sich all seinem Tun mit. Beglückt und neu empfing er die Gnade des Dichterwortes:

O Wort, das je von meiner Lippe klang:  
Jetzt bist du Jubilate! Bist Gesang!

«Bis jetzt war ich nur halb Dichter und ganzer Bettler des Lebens», hatte er einst geschrieben. Jetzt wurde er der Schenkende aus dem bitteren und erhabenen Reichtum seines Herzens. — Seit dem Herbst 1916 bewohnte er im Hause Münsterhof 17 bei einer lieb



besorgten alten Witfrau ein hoch im vierten Stock gelegenes geräumiges Zimmer mit zwei Fenstern auf den Platz hinaus. Es wurde seine bleibende Heimstätte im Herzen der Stadt, wo reges Leben, der Hauch denkwürdiger geschichtlicher Vergangenheit, in Feierstunden und am Samstagabend das Geläute der Münsterglocken sich verbanden:

Ehernes Lied, das alle die Freuden umfaßt und alle die  
Leiden,  
wiegt mir im Busen das Herz ein in selige Ruh.

Die Gedichte eines Jahres gesegneten Schaffens, zuerst unter dem Titel «Der steile Weg» gedacht, erschienen auf Weihnachten 1918 als «Aufbruch des Herzens». Es sind die Marksteine am «steilen Weg» der Selbstprüfung, die Zeugen des harten Geisteskampfes und seines tiefen Sinnes. Am Anfang ohnmächtiger Aufschrei aus einsamen Leiden:

Du heißes, ungeschriebenes Buch,  
das ich nicht schaffen kann.  
Seit Knabenzeiten ewiglich verworfener Versuch,  
die Welt zu zwingen, Gott und Mensch.  
Das Wort zu finden, das uns keiner noch gesagt,  
das mehr als liebt und haßt und bebt und klagt —  
Denn Ohnmacht ist die Liebe, die ich kenne.

Am Ende — Diesseits — grenzenloses Sein:

Das Herz weiß keine Frage mehr,  
versteht und schweigt  
und haucht auf die Lippen mir  
demütigen Stolz,  
gibt mir des Lächelns  
schüchternes Wagnis,  
leise göttlich zu sein  
lächelt, wenn fern mir vorübertönt  
der unendlichen Worte  
ewiger Wasserfall.

«Es ist eigentlich sehr still in mir geworden», schrieb er im August 1918, «die Leidenschaft scheint zu weichen, läßt sich nicht mehr aufpeitschen, lächelt ob dem Versuch...» Doch noch einmal



wandte er sich am Wegende um. Er schuf die «Legenden»: aus dem Kriegserlebnis geborene Visionen des Leidens von Menschheit und Kreatur — große Gedichte in Prosa möchte man sie nennen. Dann stieg er «tief hinab und ohne Wiederkehr»:

Zum Ursprung kehren leise wir zurücke.  
Es fällt das Wort, es fällt der wehe Klang.  
Erlöst betreten wir die letzte Brücke,  
und dem gefallen Wort entblüht Gesang,  
Gesang, der in sich ruht und ohne Ende,  
Beginn und Sein und Heimkehr ohne Not,  
Gebet und Liebe, Falten aller Hände.  
Und wo du hintrittst, Mensch, empfängt dich Gott.

Das Gedicht «Sterbendes Kind» trägt das Datum des 19. Februar 1919.

Ein Kind, das stirbt. Ganz leise sollst du treten  
vor dieses Göttlich-Dunkle, das geschieht.

Es ist Karl Stamms letztes. Wenige Tage später befiel ihn gefährliche Grippe. Voller Ungeduld begegnete er zunächst der Krankheit: «Ich bin sehr verstimmt und launisch, weil nicht alles am Schnürchen geht.» In den ersten Märztagen mußte der schwer Fiebernde ins Asyl Neumünster verbracht werden. Die Krankheit griff um sich — Lungenentzündung — Brustfellentzündung. Als neue Prüfung nahm er das Leiden auf sich, hoffend bis ans Ende. Noch am 19. März fragte er: «Ob ich dies Haus gesund verlasse?... Ob ich ein anderer geworden bin? Geläutert? Abgeklärt? Ich weiß es nicht»; dann in diesem selben Brief an seine Verlobte sein letztes geschriebenes Wort: «Und trotz allem will ich ans Leben glauben und hoffen, daß alles gut wird. Bete für mich. Ich danke Dir für die Blumen.» — Am Morgen des 21. März anvertraute er der Krankenschwester den Traum der Nacht vom goldenen Abend am See. — Kurz darauf starb er.

Am 25. März wurde seine sterbliche Hülle in Wädenswil in die Erde gebettet. Seit dem Herbst 1944 ruht sie in der neuen, von der Gemeinde bereitgestellten Grabstätte. Eingemeißelt in den Stein vor dem Tannendunkel steht der Vers aus der «Blumenlegende» — hier auf Gott bezogen — dort dem Dichter zurückgeschenkt:

Du wußtest nicht, wie tief du dich vollendet.



Von Karl Stamm sind erschienen: *Das Hohelied*, 1913, Verlag Orell Füßli Zürich; *Aus dem Tornister* (Beitrag) 1915, daselbst; *Silhouetten*. Eine Anthologie schweizerischer Lyrik, I. Bändchen, herausgegeben von PAUL KAEGI, 1917. Verlag Benno Schwabe & Co. Basel; *Der Aufbruch des Herzens*, 1919. Verlag Rascher & Cie. Zürich; *Dichtungen*. Gesamtausgabe in 2 Bänden, besorgt von EDUARD GUBLER, 1920. Verlag Rascher & Cie. Zürich; *Briefe von Karl Stamm*, gesammelt und eingeleitet von EDUARD GUBLER, herausgegeben durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee, 1931. Kommissionsverlag Rascher & Cie. Zürich; *Karl Stamm*. Heft 5 der Sammlung «Schweizer Dichter», herausgegeben von J. M. BÄCHTOLD, 1940. Verlag Sauerländer & Co. Aarau; *Und Liebe ist der Name deiner Dichtung*. Heft 26 der Reihe «Der Bogen», herausgegeben von TRAU GOTT VOGEL, 1952. Tschudy-Verlag St. Gallen.

Veröffentlichungen über Karl Stamm: *Karl Stamm*, von KONRAD BÄNNINGER. «Der Lesezirkel», 6. Jahrg. Heft 8, Zürich. — *Rede für Karl Stamm zur 10. Wiederkehr seines Todestages*, von KONRAD BÄNNINGER. «Der Lesezirkel», 16. Jahrg. Heft 7. — *Biographisches Nachwort* in der Gesamtausgabe, von EDUARD GUBLER. — *Beitrag zur Kenntnis Karl Stamms*, von EDUARD GUBLER. «Die Schweiz», 25. Jahrg. Heft 6. — *Erinnerung an Karl Stamm*, von EDUARD GUBLER. «Individualität», III. Jahrg. 1928, Buch II/III. Verlag Orell Füßli Zürich. — *Karl Stamm in meiner Erinnerung*, von ERNST HIRT. Jahrbuch der literarischen Vereinigung Winterthur, 1922. — *Karl Stamms Lyrik*, von PAUL MÜLLER. Inaugural-Dissertation, Zürich 1922. — *Karl Stamms Dichtungen*, von ALBERT STEFFEN. «Die Schweiz», 25. Jahrg. Heft 6, Zürich.

EDUARD GUBLER